

Caroline Schmitt

MONSTERGOTT

Caroline Schmitt

MONSTERGOTT

Roman

park x ullstein



park x ullstein ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH
www.parkxullstein.de
Instagram: @parkxullstein

© 2025 by Ullstein Buchverlage GmbH,
Friedrichstraße 126, 10117 Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Gesetzt aus der Rosart
Satz: Savage Types Media GbR, Berlin
Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-98816-054-6

für Felix

PROLOG

»Wir sprechen jetzt zu dem Dämon in dir. Bist du bereit?«

»Ja.« Ben wippte auf dem Stuhl. Er war zweihundert Kilometer gefahren, damit diese beiden Männer zu dem Dämon in ihm sprechen würden. Natürlich war er bereit.

Der Mann mit der Glatze verließ die Halle und kam mit einem gelben Eimer zurück.

»Wenn du dich übergeben musst, nur zu. Was raus muss, muss raus.«

Von Bens Stirn perlte eine Mischung aus Schweiß und Öl, mit dem sie ihn eingerieben hatten.

Er starrte auf die übereinandergestapelten blauen Matten, den Basketballkorb an der Wand, die Kletterwände und auf den Gummiboden, der sich an manchen Stellen auflöste. In der Sporthalle hatte es schon nach Verzweiflung gerochen, bevor sie aufgetaucht waren. Unter der Woche wurden hier Kinder von christlichen Eltern unterrichtet, am Wochenende fanden Spezialinterventionen für Menschen wie ihn statt. Als sie am Morgen durch die Aula gelaufen waren, war er kurz wehmütig geworden. In Esthers und seiner Schule hatten

keine Bilder von Daniel in der Löwengrube, Jona und dem Wal oder Noah auf der Arche an den Wänden gehangen.

Links von Ben war die Tür geöffnet, damit der Dämon ihn jederzeit verlassen konnte. Sein Deo kam nicht gegen die Angst an. Der Mann mit der Glatze presste seinen Handballen gegen Bens Stirn, der andere stand hinter ihm und drückte seine Hände auf Bens Schultern. Ihn konnte Ben auch riechen.

»Im Namen Jesu brechen wir die Macht der Finsternis durch das Blut Jesu. Wir entsagen uns dem Glaubenssystem von Satan, der keinen weiteren Tag regieren wird. Ab heute steht Ben, ein treuer Diener Gottes, ausschließlich unter dem Schutz des HERRN. Du hast keine Macht mehr über ihn. Das Spiel ist aus. Wir legen heute das Fundament für ein neues Leben. Gott weiß um Bens innerste Sehnsüchte und Gedanken. Seine Liebe ist stärker als die Finsternis, stärker als Bens Fleisch, stärker als jede Sünde! Im Namen Jesu, Satan, verschwinde! Schuraleilalalala, Leialaleialaleia.«

Wenn jemand in Zungen betete, zuckte Ben zusammen. Jahrelang hatte er dafür gebetet, Gottes Geheimsprache zu empfangen. Das gehörte zu jedem gelungenen, zu jedem echten Christenleben dazu, dachte er. Aber Gott hatte ihm das Sprachengebet nie geschenkt. Vielleicht hatte er es ihm auch vorenthalten, weil er eben kein gelungenes, kein echtes Christenleben führte.

»Ich sehe, wie der Dämon diesen Raum verlässt. Er hat keine Macht mehr. In diesem Moment fliegt er zum Fenster raus. Amen!«

Als der Mann aufhörte zu beten, zitterte Ben immer noch. Das T-Shirt unter seinem Strickpullover war triefend nass. Er öffnete seine Augen, die sich erst wieder an den Raum gewöhnen mussten. Dann merkte er, dass seine gefalteten Hände an den Fingerspitzen vor Anspannung zusammengeklebt waren.

Der Mann, der hinter ihm gestanden hatte, kniete sich vor Ben und nickte, als hätte er zwei verunglückte Hände schon öfter gesehen.

»Der Geist der Selbstbefriedigung ist noch da. Er steckt tief.«

Der andere Mann zeigte auf den Eimer. »Im Zweifel auskotzen.«

Ben nickte. Der Mann hatte recht.

Egal, wie drückend die Atmosphäre in dieser Halle war, egal, wie schlecht es hier roch, egal, was Esther dazu sagen würde, Gott könnte und würde durch diese Männer wirken. Bens Körper wurde von einer Hoffnung durchflutet, die nur von Gott kommen konnte, einer Hoffnung auf Erlösung. Heilung und Frieden waren zum Greifen nah. Das glaubte er nicht, das wusste er.

»Was soll ich tun?«

»Sprich mir nach.«

1

BEN

Die Sommerfreizeit war die schönste Zeit im Jahr. Früher hatte Ben das ganze Schuljahr auf die Woche am See hingefiebert, in der er mit seinen besten Freunden durch die Wälder ziehen, Gruselgeschichten am Lagerfeuer lauschen und Gott begegnen würde. Inzwischen war er Mitarbeiter und passte auf die Kinder und Jugendlichen auf. Die Intensität war dieselbe. Spätestens nach dem ersten Abend, wenn sie ihre Leben aufgeräumt und alles aus der Welt geschafft hatten, was zwischen ihnen und dem Kreuz stand, waren sie auf einer Wellenlänge. Mitten in der Natur, zwischen Wäldern, Weiden und kleinen Stränden, war Gottes Wirken nicht zu übersehen. Alles knallte viel mehr als im Gottesdienst oder Hauskreis, weil sie davor und danach nirgendwo hinmussten. Ihnen hingen keine nervigen Lehrer oder Chefs im Nacken, auf sie warteten keine Hausaufgaben oder To-do-Listen. Stattdessen hatten sie sieben Tage, um Beziehung zu leben, zu Gott und einander. Das war jedes Mal zu wenig Zeit.

Ben kramte sein Waschzeug, frische Kleidung und die Bibel aus seinem Rucksack und stieg leise aus dem Zelt.

Die Teilnehmer schliefen noch, die anderen Mitarbeiter sowieso. Nach einer kurzen Dusche schlüpfte er in einen grauen Kapuzenpullover, auf den in gelber Schrift *faith over feelings* gedruckt war, in eine Jeans und in Schlappen. Morgens war es noch kühl auf dem Platz. Ben lief mit nassen Haaren zum See, seinem Lieblingsort für die Stille Zeit mit Gott. Früher hatten Noah und er ihre Initialen in den großen, morschen Baumstamm geritzt, der zur Hälfte im Wasser lag. B, N und ein J, für Jesus. Als Ben die Buchstaben gefunden hatte, setzte er sich im Schneidersitz auf die Rinde und schloss die Augen. Sein Morgen gehörte Jesus. Das war so, seit er denken konnte. Egal, wann er aufstehen musste, sein Wecker klingelte immer eine halbe Stunde früher. Wenn er vor Frühschichten am Flughafen sehr müde war, hörte er ein paar Verse aus der Hörbibel. Das war besser als nichts, aber eigentlich unpraktisch, weil man da so schlecht unterstreichen konnte.

Ben ließ seinen Blick über die Wasseroberfläche gleiten. Später würden sich hier Segel- oder Ruderboote verteilen, jetzt war er mit ein paar Haubentauchern und Enten allein. Er war immer noch beseelt vom letzten Abend. Als Mitarbeiter beteten sie im Vorfeld ausgiebig für die gemeinsame Zeit, für Gottes Leitung und für formbare Teilnehmer, für Zusammenhalt und nicht zuletzt für Spaß. Aber nicht sie wussten am besten, was die Gruppe brauchte, sondern der HERR. Gott lässt sich von uns nicht in die Suppe spucken, sagte sein Pastor gern. Das Wichtigste konnten sie ohnehin nicht planen: die Gegenwart des Heiligen Geistes.

Am Abend zuvor war sie so spürbar, so greifbar gewesen, das hatte Ben lange nicht mehr erlebt. Sie hatten stundenlang füreinander gebetet, die Lobpreiszeit jauchzend und tanzend in die Länge gezogen, und dann, als längst Bettruhe war, leise in kleinem Kreis weitergemacht. Seine vier Jahre ältere Schwester Esther hatte »Mein Erlöser lebt« in Endlosschleife auf der Gitarre gespielt. Zeit war hier kein Maßstab. Wenn Nicht-Christen ihn fragten, warum er so viel mit seiner Gemeinde unternahm, wusste er nicht, wie er das erklären sollte. Wie übernatürlich es war, wenn sie im Heiligen Geist wandelten und er ihnen Verletzungen, Fehler und Scham aufzeigte, die Jesu Blut längst reingewaschen hatte. Schon jetzt war so viel Heilung passiert. Ben hatte nicht wenige tränenverschmierte Gesichter gesehen, die am Ende des Abends wieder lächelten. Zwei Mädchen hatten sich beieinander entschuldigt, ein Junge war zu ihm gekommen und wollte für seine Eltern beten, und ein Mädchen hatte ihr Leben Jesus gegeben. Das war das größte Privileg, bei solchen Momenten dabei sein und jemanden auf seinen ersten Schritten mit Jesus begleiten zu dürfen. Dieser Weg führte in grenzenlose Freiheit. Das konnte man nicht erklären, das musste man erleben. Jesus war eine Droge, die sofort abhängig machte und trotzdem unbedenklich war. Wer einmal von ihm gekostet hatte, der wollte mehr von seinem süßen, köstlichen Nektar. Viele hier wehrten sich, schlafen zu gehen, weil sie nichts verpassen wollten. Auch Ben hatte erst um drei Uhr im Zelt gelegen.

Gerade las er wieder das Lukasevangelium. Die Bibel,

mit der er seit seiner Taufe arbeitete, hatte kaum mehr weiße Fläche. Wichtige Sätze kreiste er ein, neben besonders wichtigen malte er zwei Ausrufezeichen. Egal, wie oft er die Schrift schon gelesen hatte, er entdeckte immer Neues, weil Gott stets durch andere Stellen sprach. Manchmal raste Ben aber auch kopflos durch die Bibelzeit und war danach nicht in der Lage, das Gelesene wiederzugeben. An anderen Tagen war sein Fokus wieder so scharf wie während der Arbeit als Fluglotse. Zum Glück war Christsein kein Sprint, sondern ein Marathon. Zum Glück wusste Gott, dass Ben nicht perfekt war. Zum Glück hatte Gott ihn trotzdem erwählt. Diese bedingungslose, unverdiente Liebe machte ihn fertig. Vergebung als Selbstverständlichkeit. Das Kreuz als Versprechen. Und alles, was Gott im Gegenzug wollte, war ein reines Herz, das sich nach ihm verzehrte. Aber Bens Herz wusste auch nicht, was es sonst tun sollte. Vielleicht lag das an seinem christlichen Elternhaus, vielleicht hätte er auch sonst irgendwann zu Gott gefunden. Egal. Das Ergebnis zählte, und das Ergebnis war, dass Ben seinem himmlischen Vater mit jedem Tag noch näher sein und noch dringender ein Leben führen wollte, das ihn ehrte.

Als Nächstes ging er seine Notizen für die Morgenandacht durch. Er konnte sich gut vorstellen, neben dem Lobpreisteam und der Hauskreisleitung noch weitere Aufgaben in der Gemeinde zu übernehmen. Vielleicht würde der Pastor ihm irgendwann die Jugendarbeit anvertrauen. Die Kinder mochten ihn, weil er ehrlich war, weil er für Jesus brannte und anpackte, wo jemand Hilfe

brauchte. Das war selbstverständlich für ihn. Dienen war ein Verb.

Die Sicht über den See reichte so weit, dass Ben in der Ferne ein paar Hügel erkennen konnte. Er fotografierte Gottes Schöpfung leidenschaftlich gern. Das war der einzige Grund, weshalb er auf Instagram war. Seine Kollegen zogen ihn immer auf, dass er seine Wanderungen doch von Outdoor-Marken sponsern lassen könnte, genug Follower hätte er schließlich, wären da nicht diese komischen Bibelverse, die er unter seine Fotos schrieb. Ben öffnete lächelnd seine Handykamera. Er rutschte ein Stück nach hinten, damit Kenner sahen, auf welchem Stamm er saß. Dabei folgte Noah ihm gar nicht.

Später blickte Ben in fünfzig verschlafene Gesichter. Nicht alle Augen gingen nach dem Gebet wieder auf. Das verschlafenste Gesicht von allen gehörte seiner Schwester, die am laufenden Band gähnte und ihre Kaffeetasse so fest umklammerte, als handele es sich um eine Rettungsleine. Ben las aus Matthäus 18, 20: »Denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich in ihrer Mitte.« Er fragte, ob sie sich auf das freuten, was Gott heute für sie vorbereitet hatte. Die Kinder sagten im Chor »Ja«. Ben fragte noch mal, ob sich alle auf das freuten, was Gott vorbereitet hatte. Die Kinder wussten, dass sie beim zweiten Mal lauter rufen und beim dritten Mal schreien sollten.

In der Zwischenzeit hatte das zuständige Küchenteam ihr Frühstück aufgebaut. Aufbackbrötchen, Schokocreme, Teegranulat und Obstsalat aus der Konserve mit

Seeblick, unter freiem Himmel. Was für ein Luxus. Effy, die dreizehnjährige Stieftochter des Pastors, setzte sich für ihre morgendliche Portion Zuneigung auf Esthers Schoß, obwohl die Holzbänke nicht gerade stabil waren und sie dafür eigentlich zu groß war.

»Wer freut sich auf die Überraschung?«, rief Esther über den Tisch. Die Kinder jubelten, weil ihre Überraschungen legendär waren. Dieses Jahr würde sie eine Plastikplane über den Hang vor dem Waldstück spannen und darauf mehrere Liter verdünnte Schmierseife schütten. Dann würde stundenlang gerutscht, hoffentlich ohne Knochenbrüche.

»Vorher müsst ihr euch leider noch durch meine Predigt quälen!«

Der Pastor legte Ben lachend seine Hände auf die Schultern. Der verschluckte sich an seinem Kaffee. Gelächter. Wenn der Pastor kam, wurde die Stimmung noch ausgelassener. Alle freuten sich, dass er Zeit mit ihnen verbringen wollte. Die Jungs, weil sie so cool werden wollten wie er, und die Mädchen, weil sie irgendwann mit jemandem wie ihm verheiratet sein wollten.

Der Pastor trug Bootsschuhe, eine beige Chino, ein strahlend weißes Shirt und eine Bauchtasche von Louis Vuitton. Gute Kleidung ist ein Zeichen von Respekt für seine Mitmenschen, sagte er gerne. Das stimmte natürlich. Ben trug trotzdem Jeans und T-Shirt oder Jeans und Wollpullover.

»Was machst du denn schon hier?«, fragte Ben.

»Charly ist diese Woche auf einer Messe, und ich kriege

es nicht hin, einzukaufen«, sagte er schulterzuckend. Seine Frau war Grafikdesignerin und Hochzeitsplanerin. Die meisten Feiern organisierte sie auf ihrem eigenen Hof außerhalb der Stadt. Das war ein wunderschöner Ort mitten in der Natur, zwischen Weinreben und Wildblumen. Sie hatten eine kleine Rösterei, eine Sauna und einen Bungalow, der ab und zu vermietet wurde. Durch sein Studium in Australien kannte der Pastor viele christliche Musiker aus der ganzen Welt, die sich hin und wieder bei ihnen einquartierten und auf der Hängematte oder im Wintergarten neue Inspiration fanden.

»Habt ihr noch was übrig?« Der Pastor wartete die Antwort nicht ab und setzte sich neben Ben.

»Und meine Effy hat vergessen, dass es noch andere Farben als Schwarz gibt?«

»Ich bin nicht deine Effy!« Sie war von Kopf bis Fuß schwarz gekleidet und hatte sich zur Sicherheit noch eine extradicke Linie Kajal unter die Augen gemalt.

»Schade.«

»Weil du letzte Nacht so schlecht gespielt hast«, kicherte sie.

»Psst«, flüsterte der Pastor. Die ganze Gemeinde kannte ihr Geheimnis, trotzdem machte sich der Pastor einen Spaß daraus, es vor Charly zu verheimlichen: Wenn er oder Effy nicht schlafen konnten und die andere Person noch wach war, schrieben sie sich eine kurze Nachricht und verabredeten sich zum Schach.

Der Pastor biss übermütig in eine Brötchenhälfte und wandte sich Effys bester Freundin Tash zu, deren Eltern

ihr zum ersten Mal erlaubt hatten, zur Freizeit mitzukommen. Gestern war Ben sich nicht sicher gewesen, ob das so weise gewesen war. Auf Freizeiten sollten die Mädchen sich ein T-Shirt über ihren Bikini oder Badeanzug ziehen, wenn sie schwimmen wollten. Das diene ihrem eigenen Schutz. Tash hatte lautstark dagegen protestiert und auch Effy dazu gebracht, ohne Shirt ins Wasser zu springen. Jungs durften mit nacktem Oberkörper baden gehen. Und sie sollten sich noch mehr anziehen? Wie unfair! Dann war alles anders gekommen.

»Ich habe mein Leben Jesus gegeben«, erzählte Tash. Der Pastor riss seinen Mund auf.

»Wirklich!?!«

Tash nickte stolz.

»Leute! Ihr seid alle viel zu verschlafen! Tash hat sich gestern Abend bekehrt! Habt ihr das mitbekommen? Könnt ihr das bitte feiern? Guten Morgen! Halleluja!«

Die Gruppe klatschte.

»Geht doch«, sagte der Pastor. »Das ist jetzt schon das Highlight meiner Woche, Tash!«

Tash genoss die Aufmerksamkeit sichtlich. Sie wirkte wie ausgewechselt, viel offener und freundlicher. Als wäre da eine Blockade gewesen, die Jesus gelöst hatte, dachte Ben.

Nach dem Frühstück stellten er und der Rest des Lobpreisteams sich auf den roten Teppich im Versammlungszelt. Ben spielte das erste Lied auf dem Keyboard an, C-Dur, F-Dur, a-Moll und G-Dur. Er trat auf das Haltepe-

dal und schloss die Augen. Jesus anzubeten, bedeutete ihm die Welt.

»Danke Gott, dass du uns diese kostbare Zeit miteinander geschenkt hast. Sei mitten unter uns, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Ich bitte dich, dass du dich weiter offenbarst, dass du unsere Herzen beschützt und unseren Geist lenkst, und dass jeder Einzelne in diesem Zelt dir am Samstag näher ist als heute. Segne uns. Amen.«

»Amen«, sagte Esther. Über seine Schwester konnte man sagen, was man wollte, aber im Lobpreis gab sie hundert Prozent. Im Gegensatz zu Ben hatte sie keine Hemmungen, ihren ganzen Körper zur Anbetung zu gebrauchen. Sie hüpfte in einer hellblauen Ballonhose auf der Stelle, während Ben bloß nickte. Die erste Reihe tat es Esther gleich.

Während der Gebetszeit sollte sich jeder eine Sache überlegen, um die er Gott bitten würde. Esther kniete sich auf den Teppich und hob ihre Arme. *Lead me to the cross*. Der Pastor verteilte weiße Zettel, auf die jeder sein Anliegen schreiben und an das zwei Meter hohe Holzkreuz heften sollte. Das Kreuz am Zelteingang war die Erinnerung daran, was Gott für sie getan hatte: Er hatte seinen geliebten, einzigen Sohn nicht nur geopfert, er hatte zugelassen, dass dieser brutal ans Kreuz genagelt wurde, damit jeder von ihnen ewiges Leben haben konnte. Wer einmal durchdrungen hatte, was das bedeutete, und Ben war sich nicht mal sicher, ob das auf ihn zutraf, der würde sich davon sein Lebtag nicht erholen. Jesus von Nazareth, König der Juden. INRI. Ben würde »Heilung

und Vergebung« auf sein Zettel schreiben. Das war vage, aber Gott wusste, was er meinte.

Der Pastor begann seine Predigt mit einem Bibelvers. »Der gute Mensch bringt aus dem guten Schatz seines Herzens das Gute hervor, und der Böse bringt aus dem Bösen das Böse hervor; denn aus der Fülle des Herzens redet sein Mund.« Lukas 6, 45. Im Volksmund: Wovon das Herz voll ist, läuft der Mund über. Der Pastor sprach über die Verantwortung als Christen, wachsam zu sein, womit »wir unseren Geist füllen«, besonders im Hinblick auf Bücher, Filme und Serien. Klassische No-Gos: Zauberei. Zu viel Haut. Killerspiele.

»Der Punkt ist«, sagte er, »wenn wir Jesus wirklich lieben, dann fühlt sich das nicht an wie Verzicht. Es geht mir nicht darum, dass ihr stur Gesetze befolgen sollt. Aus eigener Anstrengung schafft ihr das sowieso nicht, so viel kann ich euch verraten. Der Punkt ist, wenn wir jeden Tag mit Jesus leben, uns nach ihm ausstrecken und ihm gefallen wollen, dann wird es uns ein Leichtes sein, seinen Weg zu gehen und alles sein zu lassen, was uns nicht guttut. Versteht ihr, was ich sagen will?«

Nicken. Wer Jesus liebt, dem fällt es leicht, nicht zu sündigen, dachte Ben.

»Wenn du dich fragst, ob Gott etwas gegen das haben könnte, was du dir im Fernsehen reinziehst, dann ist die Antwort: Ja. Sonst würdest du dich das nicht fragen, oder? Kann sein, dass du beim ersten oder zweiten Mal noch nichts merkst. Aber du weißt nicht, zu welchem Menschen dich dieser Schweinkram auf lange Sicht

macht. Was dich nicht näher zu Gott bringt, entfernt dich von ihm. Amen?«, fragte der Pastor.

»Amen«, sagte die Gruppe zaghaft.

»Amen?«, jetzt quietschten die Lautsprecher.

»Amen«, riefen alle.

Bens Zeitrechnung mit Gott begann vor fünfzehn Jahren, als ihr früherer Pastor, drei Älteste und sein Vater ihn ganz in Weiß in den See getaucht hatten. Mit durchsichtiger Kleidung stieg Ben aus dem Wasser und war wiedergeboren. Seine Gemeinde begrüßte ihn mit lautem Jubel und Gesang. Wer den Glauben mit der Muttermilch aufgesogen hatte, für den änderte sich nach der Taufe nicht viel. Trotzdem war es etwas anderes, die Entscheidung für Gott ganz eigenständig zu treffen, vor den Augen aller Menschen, die wichtig waren. Seiner Gemeinde-Clique zum Beispiel, mit der er mehr gemeinsam hatte als mit seinen Mitschülern. Noah, Hannah, Esther, Paul und er wollten Erweckung, sie wollten dabei sein, wenn Gott die Mächte der Finsternis besiegte, wenn die ganze Welt erkennen würde, wer hier der Chef war. Sie hatten ihre Eltern tyrannisiert, sie jeden Sonntag in einen anderen Gottesdienst zu fahren. Je weiter weg, desto besser. Einmal hatten sich Noah und er ein Kreuz auf die rechte Pobacke tätowieren lassen, Königskinder unter sich. Noah bekam zu Hause ziemlichen Ärger. Bens Eltern fanden, das Kreuz sei ein »starkes Signal« und fragten nur, ob eine andere Stelle es nicht auch getan hätte. Leider nein. Sie wollten mehr von Gott, bis er ihnen das Zungengebet

schenkte, allen außer Ben, das war an Silvester, als sie in einem Stadion voller Christen dem neuen Jahr entgegenfieberten. Einmal beteten sie so lange für ein reinigendes Gewitter, bis es tatsächlich anfang zu regnen. Sie führten Tänze in Fußgängerzonen auf, sangen Lobpreislieder und erzählten Fremden von der guten Nachricht, jeder mit mindestens fünf *WWJD*-Bändchen um sein Handgelenk. *What would Jesus do?* Das war ihre Handlungsmaxime. Gleichzeitig war jeder Versuch, seiner Liebe würdig zu werden, zum Scheitern verurteilt. Unzulänglichkeiten und wiederholtes Versagen waren in Gottes Rechnung mit einkalkuliert. Deshalb standen christliche Werte so oft im Widerspruch zur Welt – vor allem zu seiner.

In Bens Job schafften nur fünf Prozent aller Bewerber den Eignungstest und wurden für die Fluglotsenausbildung zugelassen. Entweder man besaß ein räumliches Vorstellungsvermögen, konnte unter Druck konzentriert arbeiten und binnen Sekunden auf einen anderen Plan umschwenken, oder eben nicht. In der Luftfahrt gab es keine Stoptaste. Man konnte nicht rechts ranfahren, den Motor ausstellen und in Ruhe nachdenken. Die Prüfer und Psychologen, die die Spreu vom Weizen trennten, waren knallhart. Wer die Prüfung beim ersten Mal nicht schaffte, hatte Pech gehabt. Ihre Fehlertoleranz war minimal bis nicht existent. Schlechte Tage durfte es nicht geben.

Im Reich Gottes gab es keine Qualifikationen, Charaktereigenschaften oder Scheine, ohne die man nicht reinkam. Es war völlig irrelevant, was jemand geleistet hatte, wie alt oder jung er war oder wie oft er gescheitert war. Die

Tore des Himmels waren weit geöffnet, die Engel jubelten über jeden Einzelnen. Bens Hoffnung war, dass irgendwann kein auserwählter Bruchteil, sondern hundert Prozent der Menschheit zu Jesus finden würde. Wie in *Come now is the time to worship*.

One day every tongue

Will confess you are God

One day every knee will bow

Still the greatest treasure remains

For those who gladly choose you now

Deshalb waren ihre Missionseinsätze auch so ein wichtiger Teil der Freizeiten, vielleicht ihr Höhepunkt. Als die Hälfte des Camps vorbei war, diverse blutende Knie und Wespenstiche verarztet und Dutzende Freundschaftsarmbänder geknüpft waren, fuhren sie mit mehreren Autos in die Stadt. Ihr Ziel: das Reich Gottes wachsen zu sehen. Im Kofferraum waren Plakate aufgerollt, auf die die Kinder mit Wachsmalstiften Bibelverse geschrieben hatten, wie aus Johannes 3, 16: »Denn so hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren geht, sondern ewiges Leben hat.«

Nachdem sie genug Parkplätze gefunden hatten, liefen sie schwer bepackt durch die Fußgängerzone und bauten sich vor dem großen Kaufhaus auf. Die Jüngeren konzentrierten sich auf Drei-Wort-Botschaften, die es in sich hatten: »Gott ist Liebe«, »Hoffnung für alle« oder »Für dich gestorben« und verteilten Traktate an Menschen, die vielleicht noch nie davon gehört hatten, dass Jesus lebte.

Die Älteren hatten gemeinsam mit Esther einen Tanz einstudiert, den sie zu poppigem Lobpreis immer wieder aufführten.

Der Großteil der Passanten wandte sich nach dem Ende der Performance ab, einige blieben stehen und tuschelten. Esther holte tief Luft und wandte sich an die, die geblieben waren. »Was wir Ihnen mitgeben möchten, ist: Egal, was Ihre Situation ist, egal, was Sie belastet, Sie sind gut genug für Jesus. Auch wenn Sie sich nicht so fühlen. Sie müssen Ihr Leben nicht im Griff haben, um mit ihm zu sprechen.«

Ben glaubte, dass Christen die glücklicheren und attraktiveren Menschen waren. Nicht, weil sie besser waren, sondern weil sie Gott an ihrer Seite hatten. Die Lebensfreude und Energie, die ein Leben mit ihm mit sich brachte, waren nicht zu übersehen. Jeder Mensch kam mit einem *God-shaped hole* auf die Welt. Deshalb war es leicht, Jesu Hilfe anzunehmen. Er wünschte jedem in dieser Stadt den Mut, es zu tun. Es gab keinen richtigen oder falschen Zeitpunkt, sich nach ihm auszustrecken. Der richtige Zeitpunkt war genau jetzt.

»Auf einer Skala von eins bis zehn, wie katastrophal war das?«, flüsterte Esther nach der Aufführung in Bens Ohr.

»Eins ist gut, zehn katastrophal?«

Esther nickte.

»Sieben.«

»Das ist nett«, sagte sie. »Ich glaube, es war eher eine Neun. Soll ich allen eine Kugel Eis ausgeben?«

»Besser neun«, antwortete Ben.

Während Esther zur nächsten Eisdiele lief, räumten er und die anderen Mitarbeiter den Büchertisch und ihre Plakate zusammen. Ben wollte sich konstant in einem Zustand des Gebets bewegen. Die Kommunikation mit Gott sollte nie abreißen. *The rest is just noise*, hatte er am Morgen in sein Tagebuch geschrieben. Je näher er Gott war, desto weiter weg war die Sünde. Im Alltag fiel ihm das ständige Gebet schwerer als im Kontext von Freizeiten, wo Gott ohnehin der kleinste beziehungsweise größte gemeinsame Nenner war.

»Woher weißt du, dass es Gott gibt?«, fragte ihn der zehnjährige David vom Beifahrersitz, als sie zurück zum See fuhren.

»Wie kommst du jetzt darauf?«, fragte Ben.

»Eben hat eine Frau gesagt, ich soll im Bio-Unterricht besser aufpassen. Und dass wir Opfer von Gehirnwäsche sind.«

»Das ist keine Gehirnwäsche, sondern die Wahrheit. Was hast du geantwortet?«

»Dass Jesus sie liebt.« David sah nachdenklich aus dem Fenster.

»Die Sache mit dem Glauben ist die«, sagte Ben, »es heißt Glaube und nicht Wissen. Glaube ist größer als Wissen. Das, was man nicht sehen kann, ist schwer zu beschreiben. Das heißt aber nicht, dass es Gott nicht gibt.«

Ben wusste, dass es ihn gab, weil er eine Liebe in sich spürte, die größer war als er. Gott war das Ende aller Zwei-

fel. Gott war Sicherheit und Gnade. Gott wärmte ihn wie eine Suppe, die er schon seit Jahren löffelte und die trotzdem nicht fad schmeckte.

»Hm«, sagte David.

»Wirkte die Frau zufrieden auf dich?«

»Keine Ahnung.«

»Ich glaube, ich weiß, wen du meinst. Man kann Gott in den Gesichtern von Menschen sehen. Wer mit Gott lebt, ist schön. Wenn du mal drauf achtest, erkennst du schnell, ob jemand von innen strahlt oder Groll in sich trägt. Es heißt nicht umsonst Zornesfalte.«

»Was, wenn sie nur einen schlechten Tag hatte?«, fragte David. »Meine Mutter hat auch eine Zornesfalte.«

»Die Frau sah eher nach einem schlechten Jahr aus. Weißt du was, Gott wird sich ihr noch offenbaren. Bei manchen dauert es länger. Vielleicht ist heute Nachmittag ein Prozess in Gang gekommen.«

»Das wäre schön«, sagte David.

ESTHER

Als Esthers Wecker klingelte, lag sie schon mehrere Stunden wach. Dabei hatte ihr Körper das Schlafdefizit der Freizeit längst nicht aufgeholt. Am Abend zuvor war sie endlich mal wieder mit Hannah unterwegs gewesen. Sie hatten so viel zu besprechen gehabt. Ihre beste Freundin steckte in Hochzeitsvorbereitungen und war zum ersten Mal, seit sie sich kannten, nicht mit zur Freizeit gekommen. Vielleicht war die Woche deshalb so seltsam gewesen. Zwischen den Sessions war Esther immer wieder in ein Loch gerutscht.

Der letzte Tag hatte ihr den Rest gegeben. Da zog die Gruppe traditionell los, um Land zu erobern. Das hatten schon die Israeliten im Alten Testament gemacht. Nachdem Gott sie in Ägypten aus der Sklaverei befreit hatte, wanderten sie vierzig Jahre durch die Wüste, um das verheißene Land zu erreichen. Knapp dreitausendfünfhundert Jahre später marschierte die Jugend ihrer Gemeinde nur mit Schlafsäcken bepackt durch den Wald, ohne Wasser, Insektenspray oder Handys. Niemand gab den Weg vor, den mussten sie unter sich aushandeln, aber

bloß nicht trödeln, die Ägypter waren hinter ihnen her. Sie sollten lernen, darauf zu vertrauen, dass Gott für sie sorgen und an frischen Quellen vorbeiführen würde. Ben funktionierte unter Stress besser als ohne Stress, und selbst Effy, die sonst alles doof fand, hüpfte eher, als dass sie wanderte, was sicher auch an Tash lag. Esther hingegen hatte sich die ganze Zeit fremd gefühlt. Als die Dämmerung über sie hereinbrach, schlugen sie ein provisorisches Nachtlager auf. Esther hatte nicht geschlafen. Morgens war die Stimmung im Keller, Hunger, müde, Durst, auch das war Teil der Übung. Der Ton wurde schroffer, die Diskussionen lauter. Als sie nur noch wenige Stunden Zeit hatten, bis die Kinder von ihren Eltern abgeholt würden, gab Ben den Weg zurück vor. Esther hatte schon mehrmals »Exodus« gespielt. Trotzdem war sie jedes Mal betroffen, wie ätzend diese vierzig Jahre gewesen sein mussten, wenn sie schon nach der Light-Version alles infrage stellte.

Ihr Kopf dröhnte. Sie schaltete den Wecker aus und trank einen großen Schluck Wasser. Wahrscheinlicher als ein Kater von zwei Gläsern Wein war, dass sich ihr nächster Migräneschub ankündigte. Wenn die Drähte zu glühen begannen, löste das eine Gedankenschleife in ihrem Kopf aus: Was habe ich falsch gemacht, war ich dem Pastor gegenüber respektlos, war mein Glaube lauwarm? Das war schon immer Esthers größte Panik gewesen.

Als Jugendliche hatte sie es verabscheut, vor acht Uhr geweckt zu werden, was sich mit den ihr bekannten Lebensentwürfen nicht vereinbaren ließ. Eine halbe Stunde

vor Schulbeginn lag sie oft noch im Bett. Ihr Vater hatte sich nicht darum geschert, ob sie wegen ihrer Kopfschmerzen, für die sie damals noch kein anderes Wort hatte, schlecht oder gar nicht geschlafen hatte und deshalb so müde war. Für ihn war »Kopf« eine Ausrede, kaum origineller als der hausaufgabenfressende Hund.

Wer seinen Zweifeln nachging, war in den Augen ihres Vaters lauwarm. Wer seine Sünden zu rechtfertigen versuchte, war lauwarm. Wer lieber rumlag als Gottes Werkzeug zu sein, sowieso. Lauwarm war der Anfang vom Ende. Lauwarm war schlimmer als kalt. Wer kalt war, hatte sich wenigstens entschieden und eierte nicht so unaufrichtig rum. Ihr Vater hob Alltägliches gern auf eine spirituelle Ebene. Das war effektiv. Denn natürlich wollte Esther ein Kind Gottes bleiben.

Hoffentlich hatte niemand auf der Freizeit ihre seltsame Stimmung bemerkt. Sie war ein Vorbild. Gleich würde Ben sie aus dem Bett klopfen, weil sie zu spät für den Gottesdienst dran waren. Ihr graute davor, aufzustehen, ihr graute vor den nächsten Frühschichten im Krankenhaus, ihr graute davor, den Pastor wiederzusehen.

»Soll ich dich mitnehmen?«, fragte Ben durch die Tür.

»Gib mir zehn Minuten.«

Er atmete pflichtbewusst aus. »Kaffee?«

»Ja.« Esther lief an ihm vorbei ins Badezimmer. Sie schaltete das Radio ein, öffnete das Fenster und kostete jede Sekunde unter der Dusche aus.

»Hast du schon die Reihenfolge der Lieder?«, rief sie.

»*Everlasting God* zuerst. Noch neunzig Sekunden«, sagte Ben.

Mit einem Handtuch umwickelt ging sie zu ihrem Kleiderschrank, schlüpfte in ein graues Wickelkleid und drehte ihre nassen Haare in ein Samtgummi.

»Das sieht ja fast brav aus.« Ben reichte ihr einen dampfenden Thermobecher. »Den Deckel habe ich nicht gefunden. Der ist sicher in deiner Tasche begraben.«

»Du bist ein Schatz. Zweites Lied?«

»*You make me brave.*«

Esther hielt Ben die Wohnungstür auf und schlüpfte in ihre Schlappen. Nach ihrem ersten Jahr als Krankenpflegerin hatten ihre Eltern sie liebevoll, aber bestimmt rausgeworfen. Es sei Zeit, erwachsen zu werden. Erst als Esther in einer großen, leeren Wohnung stand und sich plötzlich sehr gut vorstellen konnte, ihr eigenes Ding zu machen, ließ ihre Kränkung nach. Allein konnte sie sich die Miete nicht leisten. Weil Hannah gerade in eine WG gezogen war, hatte sie Ben gefragt, der schon in seiner Ausbildung mehr verdiente als sie. Und jetzt lebten sie in einer Geschwister-WG und teilten sich den Garten mit einer jungen Familie im Erdgeschoss.

»Birkenstocks im Gottesdienst? Das ist ein neuer Tiefpunkt«, sagte Ben, der zwei Stufen auf einmal nahm und die vielen Spielzeuge und Kinderschuhe kritisch beäugte.

»Ruhe. Sonst erzähle ich der ganzen Welt, wer immer noch deine Pullover strickt. Mit fünfundzwanzig!«

Im Auto klingelte Bens Telefon.

»Du bist auf laut«, rief er.

»Hey, könnt ihr Effy mitnehmen? Die feine Dame fährt entweder mit Esther in den Gottesdienst oder gar nicht«, flötete der Pastor.

Ben sah Esther von der Seite an. Esther starrte nach vorn.

»Sorry, wir sind schon spät dran«, sagte Ben.

»Alright. Ciao.«

Ben tippte auf den roten Hörer.

»Der ignoriert mich seit Wochen«, sagte Esther.

»Ist mir nicht aufgefallen.«

»Wir reden schon. Aber wenn ich über die Lobpreisleitung sprechen will, blockt er ab.«

»Na ja, offiziell ...«

»Leitest du das Team. Ben, ich kann das auch, ich wäre gut darin. Der Pastor gibt mir das Gefühl, dass dieser Wunsch selbstsüchtig ist. Dabei ist es der nächste logische Schritt. Ich will mehr Verantwortung übernehmen. Was ist daran selbstsüchtig?«, fragte Esther.

»Ich glaube nicht, dass er dich ignoriert«, sagte Ben. »Er wird alle fünf Minuten angerufen, weil jemand was braucht. Er will lieber helfen, Probleme zu lösen, als über etwas zu diskutieren, das aus biblischer Sicht eindeutig ist«, sagte Ben. »Das ist nichts Persönliches.«

»Das meint er auch. Dass ich zu viel diskutiere«, sagte Esther. »Ganz so eindeutig ist es eben nicht.«

»Du und deine verzweifelten Auslegungsversuche«, sagte Ben. »Du singst jeden Sonntag, alle lieben deine Stimme, und du wirst ständig für Vocals angefragt, viel

öfter als früher. Es ist doch alles gut, wie es ist, oder nicht?«

Sie klappte den Spiegel nach unten und tupfte Concealer auf ihre Augenringe.

»Irgendwie nicht.«

Wenn Esther an ihr Zuhause dachte, dachte sie nicht an ihre Wohnung oder ihr Elternhaus, sondern an die Gemeinde. Sie kannte jedes Versteck, auch wenn sie in die meisten heute nicht mehr reinpasste. Sie hatte hier Kaulquappen gefangen und wieder ausgesetzt. Sie hatte ihre Eltern mit Wasserbomben abgeworfen, wenn die sie abends ins Bett schicken wollten. Unter der Bühne hatte sie das erste Mal mit Paul Händchen gehalten und war ohnmächtig geworden, was an der schlechten Luft gelegen haben musste. Sie war die Hauptdarstellerin eines christlichen Musicals gewesen und hatte es sogar in die Zeitung geschafft. Sie hatten Pyjamapartys gefeiert, Geburtstage, Hochzeiten und Grillfeste zum Ende der Fastenzeit.

Die Geschichte ihrer Gemeinde war vor allem die einer Freundschaft. Esthers Eltern waren die Nachbarn eines Ehepaars gewesen, das eine überkonfessionelle Freikirche in der Stadt gründen wollte. Ihre Eltern hatten sich von ihrer Begeisterung und ihrem Pioniergeist anstecken lassen und an einem Glaubenskurs teilgenommen. Sie spürten, dass ein besseres Leben auf sie wartete, eins mit dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist. In zwölf Wochen eigneten sie sich die *Basics* des Evangeliums an,

den neuen Mittelpunkt ihres Lebens. Zu der Freude, Jesus persönlich kennengelernt zu haben, gesellte sich schnell eine Trauer um jedes Lebensjahr, das sie verschwendet und in dem sie falsche Götter angebetet hatten. Ihr Vater identifizierte seine Leidenschaft fürs Angeln als Götzen, der viel Zeit und Geld fraß. Bei ihrer Mutter war es der große Bekanntenkreis. Sie ging bei der halben Stadt ein und aus und merkte dann, dass ihre Freundschaften ohne Gott oberflächlich blieben und sie ihre Energie lieber in die Gemeinde investieren sollte. Ihre Eltern wollten die gute Nachricht in die Welt tragen und andere Menschen – vor allem Kinder – vor demselben Schicksal bewahren, weltlich und ahnungslos aufzuwachsen. Ihre Prioritäten wurden binnen weniger Monate komplett ausgetauscht.

Zu Beginn hatten sich die beiden Paare mit ihren Kindern in einem Ladengeschäft in der Fußgängerzone getroffen. Sie beteten um jede Person, die in den Gottesdienst kam. Mal waren es vier, dann wieder nur zwei, dann zehn. Sie wollten den Grundstein für eine Gemeinschaft legen, die Jesus und seinen zwölf Jüngern in nichts nachstehen sollte. Die DNA der Gegend sollte verändert werden. In dieser Zeit wandte Esthers Vater das Zehn-Sekunden-Prinzip an: Wenn Gott ihm einen Impuls gab und er diesen nicht binnen zehn Sekunden ausführte, ging er verloren. Ihr Vater betete, dass Nazis sich bekehrten. Er rief seine Brüder und Schwestern im Glauben auf, siebenmal um ihre Stadt zu marschieren und Land einzunehmen, so wie die Israeliten Jericho umkreist hatten, mit der

Bundeslade und Posaunen. Er betete, dass all die Orte, in denen Unzucht stattfand, abbrannten, natürlich ohne Personenschaden. Er buchte für die Familie Flüge nach Israel, obwohl sie kein Geld für die Reise hatten. Durch einen seiner spontanen Impulse war die Gemeinde auch an den stillgelegten Bahnhof gekommen. Der Eigentümer hatte ihn eigentlich in einen Bürokomplex umbauen wollen, ließ sich aber umstimmen.

Zu ihrem ersten Gottesdienst kamen hundert Leute. Deutlicher hätte Gott nicht zeigen können, dass er Glauben und Treue belohnte. Ihre Gemeinschaft wuchs zu einer Großfamilie, die gemeinsam Weihnachten und das Abendmahl feierte, die füreinander betete und miteinander sang. Im Unterschied zu einer normalen Familie gab es kaum Konflikte. Wenn sich alle nach Gott ausstreckten und ihn als Autorität anerkannten, verdursteten Egos. Sie etablierten eine Kinder- und Jugendarbeit, hatten einen Frauen-, einen Männerhauskreis und ein Lobpreisteam. Jeder Cent, den Esthers und Bens Eltern übrig hatten, floss ins Reich Gottes, in Fassadenfarbe, in Instrumente, in Pflanzen für den Garten, in Begleitmaterial für ihren Glaubenskurs, der kostenlos bleiben sollte, damit sie möglichst viele Menschen erreichten. Sie wollten charismatischer und bibeltreuer sein als die Landeskirchen und eine lebendige Alternative bieten.

Als Esther und Ben das Gebäude betraten, bemerkte sie niemand. Auf den Stehtischen am Eingang standen kleine Keramikvasen mit Blumen, die Charly von ihrem Hof mit-

brachte. Darauf lagen verschiedene Flyer mit Infos zum Gemeindeleben aufgefächert: Hauskreise, Sportgruppen, die Telefonnummern der Leiter – und leere Notizbücher mit *I love my church*-Gravur.

»Was ist das?«, fragte Esther und zeigte auf die Bühne, über der vier große Luftballons schwebten, die zusammengesetzt *LOVE* ergaben.

»Valentinstag«, sagte Ben.

»Im August?«

»Dann die neue Predigtreihe.«

»Esthi!«, rief Effy hinter ihnen. »Warum habt ihr mich nicht mitgenommen?«

»Habe verschlafen«, sagte Esther.

»Du siehst katastrophal aus. Sahst du auf dem Camp auch schon. Muss ich mir Sorgen machen?«

Esther grinste.

»Vielen Dank.«

»Auf unserem Hof fand vor Kurzem ein Schlaf-Retreat statt. Das war affig! Aber vielleicht würde dir das guttun!«

»Ich war ein bisschen eifersüchtig auf Tash, weil du so viel Zeit mit ihr verbracht hast«, sagte Esther. »Hast du mich noch lieb?«

»Gut, dass du fragst!«, sagte Effy und schlang ihren Teenagerkörper um Esther. Sie war wieder schwarz gekleidet. »Sehr! Aber Tash habe ich auch sehr lieb. Willst du wissen, was ich hinter meinem Rücken habe?«

»Unbedingt, aber können wir das später besprechen?«, fragte Esther.

»Was tuschelt ihr Süßen da?« Effys Mutter Charly

streckte ihre Arme aus. »Wie lange haben wir uns bitte nicht mehr gesehen?!«, fragte sie.

»Zwei Wochen.«

»Erde an Esther«, rief Ben in sein Mikrofon.

»Wir sprechen nach dem Gottesdienst, ja?«, flüsterte Esther in Effys Ohr.

»In Ordnung.«

Auf dem Weg zur Bühne ging sie an den Thermoskannen vorbei und füllte ihren Kaffeebecher auf. Dann ging es los. Esther an der Gitarre, Ben am Keyboard, ihr Schlagzeuger und ihr Bassist.

You are the everlasting God

The everlasting God

You do not faint

You won't grow weary

You're the defender of the weak

You comfort those in need

You lift us up on wings like eagles

Wenn sie sang, obwohl sie sich nicht danach fühlte, verlieh Gott ihr die Flügel eines Adlers. Die Kraft und die Leichtigkeit, die sie durchströmte, wenn sie die Augen schloss und ihre Arme zum HERRN ausstreckte, kam vom Himmel.

Esthers Tonumfang war auch schon mal größer gewesen, aber hier bemerkte niemand den Unterschied. Die meisten beurteilten die Qualität des Lobpreises danach, ob ihr aktuelles Lieblingslied dabei war. Über der Technik, die der Pastor als DJ-Pult bezeichnete, hing eine große Stoppuhr. Nach dreißig Minuten schloss Esther

ihre Augen und hob die Hände. Das war das Zeichen für Ben, den Lobpreis mit einem Gebet abzuschließen.

Der Pastor trug zum schwarzen Shirt eine lachsfarbene Cap, auf der *Ostersonntag-Mindset* stand. Eine Anspielung auf die unbändige Freude, die das Erinnern an Jesu Auferstehung bei Gläubigen auslöst. Er strahlte in den voll besetzten Saal. »Na? Seid ihr frisch und erholt? Die Frage geht ausdrücklich nur an die, die nicht mit auf der Freizeit waren ...«

Es war einfach, den Pastor zu mögen, dachte Esther. Er interessierte sich für seine Leute, merkte sich Vorstellungsgespräche oder Verwandtschaftsbesuche und fragte nach, wie etwas gelaufen war. Nur bei Esther tat er das nicht. Sie hatte sich immer etwas unwohl in seiner Gegenwart gefühlt, und zwar schon vor der Sache mit Paul.

Ihr wurde flau im Magen, als der Name der neuen Predigtreihe auf der Wand hinter dem Pastor erschien: *It's (not) a match!* Zu Beginn forderte er alle Singles auf, aufzustehen und sich »gut umzusehen«. Esther stand auf, Ben auch. Sie war froh, dass ihre Eltern nicht da waren, vor allem ihre Mutter, weil die ständig wissen wollte, warum ihre Kinder das mit der Liebe nicht hinbekamen.

Predigten über Dating liefen immer so oder so ähnlich ab: Die falsche Person zu heiraten ist schlimmer, als Single zu bleiben. Für Herzen gibt es keine Kondome. Du brauchst kein Feuer, aber einen Funken. Funken entstehen durch Reibung (keine körperliche). Durch Reibung entsteht Charakter. Gottes Absicht für deine Ehe ist nicht, dich

glücklich zu machen, sondern heilig. Sich zu verlieben ist leicht, befreundet zu sein schwer. Wenn du jemanden davon überzeugen musst, dich zu heiraten, wirst du die Person dein Leben lang überzeugen müssen, sich nicht scheiden zu lassen. Schönheit vergeht nach einigen Jahren, Schmetterlinge nach wenigen Wochen. Charakter ist wichtiger als körperliche Anziehung.

Heute erzählte der Pastor Charlys und seine Kennenlerngeschichte und versprach, sich so »nackt« zu machen wie noch nie. Wer sich für ihre Beziehung interessierte, musste eigentlich nur googeln. Der Pastor wurde regelmäßig in Podcasts eingeladen, um politische und gesellschaftliche Themen aus christlicher Sicht einzuordnen. Dort sprach er manchmal auch über Charly und ihre Beziehung. Auf Instagram erinnerte seine Frau zu jedem Hochzeitstag daran, dass sie mit ihrem »besten Freund« verheiratet war. Sie mussten damals Hunderte Fotos gemacht haben, weil Charly jedes Jahr andere postete. Auf manchen standen sie sich gegenüber, er in einem dunkelblauen Anzug, sie in einem engen Traum aus Spitze, und warfen sich Blicke zu, die wahrscheinlich suggerieren sollten: Es wird sicher nicht immer leicht, vielleicht habe ich ein bisschen Angst, aber gemeinsam schaffen wir das. Auf anderen spielte er an der Krone aus getrockneten Blumen auf ihrem Kopf, während sie nach unten auf rotes Herbstlaub schaute. Auf allen gingen im Hintergrund Farbbomben in die Luft. Zu Charlys Geburtstag postete der Pastor eine Foto-Galerie, die seine »Seelenverwandte« in wenig vorteilhaften, aber sehr amüsanten Lebenssitu-

ationen zeigte, zum Beispiel mit Blumenerde verschmiert neben den Tomatenpflanzen liegend. Er fand immer neue Worte für seine Dankbarkeit dafür, dass Charly jede Diskussion mit ihm ertrug und dass er durch sie jeden Tag empathischer wurde, wie sehr er es liebte, mit ihr eine Einheit zu bilden, und wie viel Sicherheit und Geborgenheit es ihm gab, dass wenigstens eine Person auf der Welt über seine Witze lachte.

Sie hatten sich auf einer christlichen Dating-App kennengelernt. Charly war zu dem Zeitpunkt seit zwei Jahren alleinerziehend und seit einem Jahr gläubig. Der Pastor war gerade von der Bibelschule in Sydney zurückgekommen und hielt Ausschau nach dem nächsten Schritt. »Charly war die spannendste Frau, die ich jemals getroffen habe«, sagte er. »Wir hatten von Anfang an mehr Gesprächsthemen als Zeit, sie abzuklopfen. Gott sei Dank können wir im Himmel weiterreden. Ich weiß, dass er uns zusammengeführt hat. Weil auf dieser Verbindung von Anfang Segen lag. Nicht, weil wir perfekt sind. Das ist leider nicht so. Sondern weil unsere Fehler uns nicht definieren und wir uns von unseren Ängsten nicht leiten lassen.«

Der Elefant im Raum war, dass Charly ein Leben vor Jesus gehabt hatte und der Beweis dafür bald vierzehn war.

»Kennt ihr diese reißerischen Artikel, die eure Verwandten auf Facebook teilen? Oder die BILD?« Der Pastor erntete Gelächter.

»Sie haben eine Gemeinsamkeit: Die Schlagzeile suggeriert etwas, das nichts mit der Realität zu tun hat.«

Esther war gespannt, wie er die Kurve kriegen und vor allem, wo die Kurve hinführen würde.

»So ist das mit Sünde. Ein uneheliches Kind, Pornosucht, eine Scheidung ... das klingt alles tragisch. Ist es irgendwie auch. Aber wir dürfen uns von der Sünde nicht definieren lassen. Von den Überschriften, die andere uns aufdrücken. Manchmal auch wir uns selbst. Charly und ich machen Fehler. Jeden Tag. Wir wissen, wovon wir sprechen, wenn wir von der Gnade Gottes sprechen. Nach unserer Verlobung sind wir sechs Monate mit dem Van durch Australien gereist. Von außen der Himmel auf Erden. Das war kurz vor Effys Einschulung. Heißer Tipp an alle Eltern: Das ist die beste Zeit! Damals fand sie mich noch cool ... Heute ist sie meine strengste Kritikerin! Falls ihr mir Komplimente machen wollt, kommt nach der Predigt auf mich zu. Mein Ego braucht ein paar Streicheleinheiten.« Er warf Effy einen Luftkuss zu.

Ben, der sich während jeder Predigt Notizen machte, hatte schon länger nichts mehr geschrieben. Esther schob ihren Kopf nach vorne, um seine Aufmerksamkeit zu gewinnen. Aber Ben starrte am Pastor vorbei, als wäre er ganz woanders. Normalerweise war Esther diejenige, deren Gedanken während der Predigt wegflogen und die später bei Kaffee und Kuchen etwas zu überzeugend tönte, wie »hochinteressant« alles gewesen war.

»Ich schweife ab ...«, sagte der Pastor. »In diesem halben Jahr sind wir zu einer Familie geworden, haben miteinander und mit Gott gestritten, weil – und ich habe Charly gefragt, ob ich das erzählen darf – es so schmerz-

haft sein kann, diese Vergebung anzunehmen. Weil Vergebung und zweite Chancen nicht mehr in Mode sind. Gerade im romantischen Bereich kommt es schnell zu tiefen Verletzungen, von denen wir glauben, dass sie nie wieder heilen werden. Aber selbst unser größter Herzschmerz ist Kleinkram für Jesus!«

Der Pastor schluckte. Er sah Hilfe suchend zu Charly, die selbst Tränen in den Augen hatte. Esthers Gesichtszüge wurden hart. Der Pastor hatte keine Ahnung, wovon er sprach.

»Unser Herz ist das Kostbarste und Heiligste, das wir haben. Es ist zu Übernatürlichem fähig. Wahre Liebe ist übernatürlich, weil sie sich an Gott orientiert. Beschützt euer Herz mit eurem Leben. Ihr könnt die Vergangenheit nicht mehr ändern. Aber wir möchten die nächsten Generationen trainieren, dass sie viele Fehler nicht machen. Keine Ahnung, ob es gelingen wird. Ich möchte euch und mich heute ermutigen, unsere Geschichten neu zu schreiben und Gott den Stift zu geben. Werft die Stempel weg! Löscht Facebook! Gott ist ein Gott der Vergebung. Im Gegensatz zu uns Menschen gilt bei ihm wirklich: vergeben und vergessen. Das ist die gute Nachricht. Deshalb trage ich diese coole Oster-Cap auch im August.«

Die Gemeinde lachte. Esther wusste nicht, was daran lustig sein sollte.

»Hast du noch ein paar schnelle Dating-Tipps, Schatz?«, rief er Charly zu.

Ihre Antwort kam sofort.

»Erstens, zu viel Auf und Ab am Anfang ist kein gutes

Zeichen, zweitens, Freundschaft ist die beste Basis für eine gesunde Beziehung, drittens, wenn dein Gegenüber Gott wirklich liebt und ihm gefallen will, spart ihr euch die Paartherapie.«

»Amen«, riefen einzelne Gemeindemitglieder.

»Sie sieht nicht nur toll aus, sie ist auch noch schlau!«, rief der Pastor. »Zugegeben, die meisten guten Ideen, die ich hier von mir gebe, stammen von ihr.«

»Aww«, tönte es aus dem Publikum.

Nachdem sie das letzte Lied gespielt hatten, holte Esther sich noch eine Tasse Kaffee, umarmte ein paar Leute und wechselte mit niemandem mehr als zwei Sätze. Plötzlich vermisste sie ihre Mutter doch. Sie und ihr Vater waren zwei Wochen auf Madeira und stellten pausenlos Selfies in den Familien-Chat.

Esther sah sich nach Hannah um, aber konnte sie nicht finden. Wahrscheinlich sprach sie mit Charly über die Hochzeitsplanung oder über ihren Tyrannen von Vater, der sich weigerte, sie zum Traualtar zu führen. Der Grund: Hannahs rückenfreies Kleid war ihm zu freizügig. Esther hatte sich am Abend zuvor fürchterlich darüber aufge-regt, warum er überhaupt wusste, wie das Kleid aussah. Anscheinend hatte Hannah ihrer Mutter ein Foto geschickt. Das war der Fehler. Esther hatte Hannah mehrere Wochenenden beim Aussuchen geholfen und jeden Tag mit Sekt und Pralinen zelebriert, auch wenn der Anblick von Hochzeitskleidern irgendwann Kopfweg bei ihr auslöste. Und jetzt hatte so ein verbitterter Mann alles kaputtgemacht. Hannahs Vater sprach aus, was er dachte,

weil Jesus auch ehrlich gewesen war. Leider waren seine Gedanken voller Verachtung gegenüber allem und jedem, außer seiner Frau, die permanent mit Schadensbegrenzung beschäftigt war. Eigentlich kein Wunder, dass Hannah so schnell wie möglich ihre eigene Familie gründen wollte.

Bevor Esthers Stimmung weiter abstürzen konnte, drückte Effy ihr einen Stapel Postkarten in die Hand. Auf verschwommene Tannen in der Dämmerung war mit silbernem Edding »von hinten« geschrieben. Effy war Fotografin und das hier Einladungen zu ihrer ersten Vernissage.

»Sehr mysteriös«, sagte Esther. »Was stellst du aus?«

»Gesammelte Werke. Eine Retrospektive.«

»Und was ist zu sehen?«

»Sag ich nicht. Dafür musst du kommen. Aber bring Geld mit und komm pünktlich. Ich rechne damit, dass die Werke schnell weggehen.«

»Hallo Esther!« Der Pastor war aus dem Nichts aufgetaucht.

»Effy, lässt du uns kurz allein?«, fragte er.

»Ungern.«

»Esther, ich habe deine Mail nicht vergessen! Du weißt ja, Sommer ist die stressigste Zeit. Wir haben jeden Tag eine andere Veranstaltung auf dem Hof, und dazu kommt noch Stress mit Handwerkern ... Diese Firma hat uns so verarscht. Ich glaube, ich muss eine Insta-Story machen. Anders kann man heute ja keinen Druck aufbauen. Ich schicke dir einen Termin, ja?«

»Hat Ben mit dir geredet?«, fragte Esther.

»Vielleicht«, grinste er spitzbübisch.

Esther wusste worauf ihr »Gespräch« hinauslaufen würde. Die Argumentation des Pastors basierte fast ausschließlich auf 1. Timotheus 2, 11–15: »Eine Frau lerne in der Stille in aller Unterordnung. Ich erlaube aber einer Frau nicht zu lehren, auch nicht über den Mann zu herrschen, sondern ich will, dass sie sich in der Stille hält, denn Adam wurde zuerst gebildet, danach Eva; und Adam wurde nicht betrogen, die Frau aber wurde betrogen und fiel in Übertretung. Sie wird aber durch das Kindergebären hindurch gerettet werden, wenn sie bleiben in Glauben und Liebe und Heiligkeit mit Sittsamkeit.«

»Ich freue mich auf den Termin«, sagte Esther. Wenn sie Timotheus las, fühlte sie sich klein, unsichtbar und unwichtig. In ihr gab es eine Stimme, die behauptete, dass Gott das Gegenteil für sie wollte.